

# Rede zur Feier von Hermann Hesses 75. Geburtstag

Autor(en): **Schmid, Karl**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **20 (1952-1953)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759302>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

REDE

ZUR FEIER VON HERMANN HESSES 75. GEBURTSTAG

GEHALTEN AM 29. JUNI IM ZÜRCHER SCHAUSPIELHAUS

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, Hermann Hesse zu dieser Feier nach Zürich zu locken. Die sie unternahmen, hatten weniger Glück als jener «rührige Besitzer einer kleinen Menagerie», dem es, wie es in der Erzählung «Vom Steppenwolf» heißt, gelungen war, «für kurze Zeit den bekannten Steppenwolf Harry zu engagieren. Er kündigte das in der ganzen Stadt durch Plakate an und versprach sich davon einen vermehrten Besuch seiner Schaubude...» Hermann Hesse hat sich nicht einfangen lassen, und wir tragen ihm das nicht nach. Denn indem er uns der Freude beraubt, ihm selber unsern Dank hier bezeugen zu dürfen, bleibt er dem Bilde des Einsamen und Abseitigen treu, der die Zusammenrottungen flieht, Bild, das er selber so gab: «der alte, etwas gesellschaftsfeindliche Eremit und Sonderling Hesse, der alte Wanderer und Poet, der Freund der Schmetterlinge und Eidechsen, der alten Bücher und Religionen, jener Hesse, der sich der Welt entschlossen und kräftig gegenüberstellte und dem es ein tiefes Leid bereitete, wenn er sich von seiner Behörde einen Heimatschein ausstellen oder auch nur den Zettel einer Volkszählung ausfüllen mußte».

Fern sei es uns, diese Einsamkeit zu schelten. Sie ist, in einer echten coincidentia oppositorum, die Vorbedingung, und aus ihr stammt die Kraft für jenes über alle Begriffe geduldige Empfangen und Antworten, dieses beispiellose für die andern Da-Sein des Dichters, der sagte:

Die ihr meine Brüder seid,  
Arme Menschen nah und ferne,  
Die ihr im Bezirk der Sterne  
Tröstung träumet eurem Leid,  
Die ihr wortelos gefaltet  
In die blaß gestirnte Nacht  
Schmale Dulderhände haltet,  
Die ihr leidet, die ihr wacht,  
Arme, irrende Gemeinde,  
Schiffer ohne Stern und Glück —  
Fremde, dennoch mir Vereinte,  
Gebt mir meinen Gruß zurück!

Diesem Hermann Hesse sei an solchem Tage Gruß und Dank zurückgegeben, und er möge ihn als echt empfinden und ihn spüren, wenn er an diesem Sommermorgen vielleicht «Stunden im Garten» verbringt oder lange Briefe schreibt «An einen Siebzehnjährigen, den die Ungewißheit quält, ob seine Gedichte etwas wert seien», «An einen Schüler, der ‚Unterm Rad‘ liest und zuweilen an Selbstmord denkt», «An einige Freunde in Schwaben» oder «An eine alte Leserin», die ihn zu einem handfesten und entschlossenen Christentum bekehren möchte. Unser Gruß möge ihn wie der Schatten eines Vogels streifen und ihn nicht belasten, dort, im Lichte jener Landschaft, die in zarten Aquarellen abzubilden er nie überdrüssig wurde.

Der Städte aber und ihrer kulturellen Betriebsamkeit ist er entwöhnt und überdrüssig. Mit steppenwölfischem Knurren mag er die Ankündigung von Vorträgen zu seinem 75. Geburtstag vernommen haben. Schon zu Klingsors Zeiten graute es ihm vor dem Schicksal des berühmten Künstlers. Da heißt ein Freundes-Zwiegespräch: «Es ist schauderhaft. Denke dir, ein Professor in hundert Jahren, wie er den Gymnasiasten predigt: Klingsor, geboren 1877, und sein Zeitgenosse Louis, genannt der Vielfraß, Erneuerer der Malerei, Befreiung vom Naturalismus der Farbe, bei näherer Betrachtung zerfällt dies Künstlerpaar in drei deutlich unterscheidbare Perioden! Lieber komme ich noch heut unter eine Lokomotive.» — «Gescheiter wäre es, es kämen alle Professoren darunter.» — «So große Lokomotiven gibt es nicht. Du weißt, wie kleinlich unsre Technik ist.» Das war ein Spaß, aber doch schon mehr als Spaß. Seither hat Hesse das «Glasperlenspiel» geschrieben, und in diesem größten und gewichtigsten Werk den Begriff des «feuilletonistischen Zeitalters» geprägt, jenes Zeitalters, von dem er sagt, es sei «keineswegs etwa geistlos, ja nicht einmal arm an Geist gewesen. Aber es habe mit seinem Geist wenig anzufangen gewußt — oder vielmehr, es habe dem Geist innerhalb der Oekonomie des Lebens und Staates nicht die ihm gemäße Stellung und Funktion anzuweisen gewußt.» Zu den Kennzeichen dieses Zeitalters gehören auch die Vorträge. «Man hörte Vorträge über Dichter, deren Werke man niemals gelesen hatte oder zu lesen gesonnen war . . .» So übel im ganzen unser Gewissen belastet ist, wenn wir nun da doch zu einem Vortrag uns versammeln, kulturbeflissen selbst am Sonntagmorgen, und auch dem äußeren Bilde des feuilletonistischen Feierbetriebs getreu bis zu den Blattpflanzen, die hier wohl die Natur zu repräsentieren aufgestellt sind — so sehr also all die reichliche Kritik, die der Glasperlenspieler an unserer Welt je angebracht, uns treffen muß, der Nachsatz wenigstens, man habe selbst Vor-

träge angehört «über Dichter, deren Werke man niemals gelesen hatte», ist hier nicht angebracht.

Denn Hermann Hesses Leserschaft ist groß, und sie ist mannigfaltig wie selten eine. Ihre Mannigfaltigkeit ist das genaue Spiegelbild der erstaunlichen Entwicklung, die Hesse durchgemacht hat. Es liegt uns nichts ferner, als sein Leben und sein Werk in die von Klingsor glossierten Perioden zu zerlegen. Seine Fülle steht vor uns, und daß es noch immer wächst, daß der geistige Mensch unaufhörlich weiterhin, kastalische Strenge mit Menschenfreundlichkeit verschwisternd, den Bau erweitern und bereichern darf, ist ja der freudige Anlaß unserer Feier. Fülle eines Werks, in dem fast jeder findet, was ihm zusagt. Da sind die frühen Herbst- und Nachttöne, der liebe schwäbische Brunnenklang:

Wie fremd und wunderlich das ist,  
Daß immerfort in jeder Nacht  
Der leise Brunnen weiterfließt,  
Vom Ahornschatten kühl bewacht. —

Da ist der ganze Zauber der Straßen, des Wanderns, Knulps Seligkeit und all das Suchen zurück nach dem Verlorenen:

Ueber den Himmel Wolken ziehn,  
Ueber die Felder geht der Wind,  
Ueber die Felder wandert  
Meiner Mutter verlorenes Kind.

Ueber die Straße Blätter wehn,  
Ueber den Bäumen Vögel schrein —  
Irgendwo über den Bergen  
Muß meine ferne Heimat sein.

Wie unendlich oft mag das schon mitgesprochen worden sein, wie viele Tausende von Menschen mögen, in der Nacht, in der Trauer, die Magd in der Kammer und der Schüler im frühen Leid, sich hier schon aufgehoben gefühlt haben und durften in der Trauer selig sein.

Man weiß, daß Hermann Hesse selber erstaunt, ja manchmal fast mißbilligend wahrnimmt, wie Demian und Steppenwolf noch heute auf jüngere Leser als junger Most wirken. Er muß sich, der lang Gekläрте, damit abfinden, daß er zu manchem Rausch die Becher füllte. Im Nachwort zu einer Neuauflage des «Steppenwolfs» gibt er seiner Verwunderung Ausdruck, daß so vielen Lesern «nur die Hälfte seiner Inhalte sichtbar wurde». Und fügt bei: «Ich kann und mag natürlich den Lesern nicht vorschreiben, wie sie meine Erzählung zu verstehen haben. Möge jeder aus ihr machen,

was ihm entspricht und dienlich ist! Aber es wäre mir doch lieb, wenn viele von ihnen merken würden, daß die Geschichte des Steppenwolfes zwar eine Krankheit und Krisis darstellt, aber nicht eine, die zum Tode führt, nicht einen Untergang, sondern das Gegenteil: eine Heilung.» Nun freilich: mit dieser Heilung nach der psychoanalytischen Hadesfahrt erstet ein neuer Hesse, zu dem andere Pfade führen, schwierigere als zum frühen Romantiker. Nicht zu Narziß und Goldmund, wo die alten Stimmen nochmals erklingen, das alte Doppelthema von Weltverfallenheit und Absage an die Frau Welt, rein ausgespielt, als ganz bewältigte Fuge. Wohl aber meinen wir die Welt der Morgenlandfahrten, die Welt des Glasperlenspiels, wo hinter Narzissens Klösterlichkeit geistige Strukturen sichtbar werden und mächtig aufsteigen, die nicht so zu vermuten standen. Der Orden der Glasperlenspieler als «heroisch-asketische Gegenbewegung» gegen das feuilletonistische Zeitalter steht im Zeichen «einer neuen Selbstzucht und Würde des Geistes». Meditation, Bescheidung und Ehrfurcht haben da fundamentalen Rang, die Gegenpole also zu denjenigen unserer Zivilisation, die in erschreckendem Maße heißen: Aktivismus, Alexandrinertum und analysierende Distanzlosigkeit. Erschienen ist dies «Glasperlenspiel» im dunkeln Jahre 1943, als eine subtile Summa des europäischen Geistes und aller hohen Disziplinen, in die er sich je begeben. Der Disziplinen mehr als der Freiheiten; nicht Wilhelm Meister heißt sein Held, sondern Josef Knecht. Man weiß, wieviel Hermann Hesse der Lektüre der großen Chinesen verdankt, die er, neben dem «christlichen und völlig unnationalistischen Geist» seines Elternhauses und der Einwirkung «des einzigen Historikers, dem ich je mit Vertrauen, Ehrfurcht und dankbarer Jüngerschaft zugetan war: Jakob Burckhardts», zu den «drei starken und lebenslänglich nachwirkenden Einflüssen» zählt, die er erfahren habe. Aber Hermann Hesse ist klug und wahrhaftig genug, trotzdem jene kreatürlich-vitalen Mächte und energisch wollenden Strebungen auch im Glasperlenspiel nicht zu verleugnen, die zu den Zeichen unseres Kontinents gehören. Josef Knecht verläßt sein Kastalien, nicht reuig, nicht als Renegat, sondern aus hoher Nötigung. «Was ich suche», sagt er, als er von seinem Meister Abschied nimmt, «ist nicht so sehr Stillung einer Neugierde oder einer Lüsterheit auf das Weltleben, als vielmehr Unbedingtheit. Ich wünsche nicht in die Welt hinauszugehen mit einer Rückversicherung für den Fall einer Enttäuschung in der Tasche, ein vorsichtiger Reisender, der sich ein wenig in der Welt umsieht. Ich begehre im Gegenteil Wagnis, Erschwerung und Gefahr, ich bin hungrig nach Wirklichkeit, nach Aufgaben und Taten, auch nach Entbehrungen

und Leiden . . . » Und so heißt's denn in Josef Knechts hinterlassenen Schriften — und solche Töne holen das Glasperlenspiel in den europäischen Raum zurück, dem es zugehört und in dem allein es Leistung sein und Würde besitzen kann —:

Anmutig, geistig, arabeskenart  
Scheint unser Leben sich wie das von Feen  
In sanften Tänzen um das Nichts zu drehen,  
Dem wir geopfert Sein und Gegenwart.

Schönheit der Träume, holde Spielerei,  
So hingehaucht, so reinlich abgestimmt,  
Tief unter deiner heitern Fläche glimmt  
Sehnsucht nach Nacht, nach Blut, nach Barbarei.

Im Leeren dreht sich, ohne Zwang und Not,  
Frei unser Leben, stets zum Spiel bereit,  
Doch heimlich dürsten wir nach Wirklichkeit,  
Nach Zeugung und Geburt, nach Leid und Tod.

Dieses lebenslange heimliche Dürsten des Weltverfallenen nach den esoterischen Läuterungen, des Glasperlenspielers nach der Wirklichkeit hätte Hesse in einer unfruchtbaren, stereotypen Spannung festhalten können, besäße er nicht jene hohe Unruhe, die ihm die Wiederholungen seiner selbst verbietet. Hier liegt es begründet, daß ein so progressiver Geist wie André Gide sich zu Hesse hingezogen fühlte, nicht nur, wie er sagte, zu dessen «erlesenem Gefühl für das Angemessene, für Zurückhaltung, für Harmonie und — in bezug auf das Universum — für den inneren Zusammenhang der Dinge». André Gide fand bei Hesse «eine Art latenter Ironie — eine Gabe, die, wie mir scheint, nur sehr wenigen Deutschen verliehen ist, und deren abgründiges Nichtvorhandensein mir die Werke so vieler deutscher Autoren, die sich fürchterlich ernst zu nehmen belieben, verleidet».

Das Wort von der «latenten Ironie» paßt nicht zu dem landläufigen Hesse-Bild, das ganz aufs Deutsch-Romantische hin stilisiert ist. Nicht daß an der Deutschheit Hermann Hesses der mindeste Zweifel möglich wäre. «Deutsch?» sagt Thomas Mann über ihn, «nun, wenn es darauf ankommt — deutsch ist dies Späte samt allem Früheren ja wohl bis zur Unmöglichkeit und bis zum spröden Verzicht auf jegliche Weltgefälligkeit — einem Verzicht, der am Ende nun doch, der Alte stelle sich, wie er wolle, durch den Welt-ruhm aufgehoben wird: aus dem einfachen Grunde, weil es sich um ein Deutschtum des alten, frohen, freien und geistigen Sinnes handelt, dem der deutsche Name sein bestes Ansehen, dem er die Sympathie der Menschheit verdankt.»



«Spröder Verzicht auf Weltgefälligkeit» — er mag Hesse leicht gefallen sein; Weltgefälligkeit konnte ihn wohl nie versuchen. Die Welt hat ihn das auch nicht entgelten lassen, im Gegenteil; zum Kastalien des Glasperlenspiels bahnt sich europäisches Denken von allen möglichen Richtungen her seinen Weg und begegnet dort einem Deutschtum edler Art, einer Menschlichkeit, die deutsche Abkunft nicht zu verhehlen braucht. Aber daß Hermann Hesse seit Jahrzehnten auf das verzichtete, was man «Deutschgefälligkeit» nennen müßte, das hat er zu büßen gehabt. Dies hier zu sagen, ist unsre schlichte Pflicht. Wir tun es niemandem zuleide, niemandem zulieb. Dieses erfolgreiche, berühmte Leben, dem endlich, spät genug, auch die höchste Anerkennung des Nobelpreises zuteil wurde, war auch ein Leidensleben von besondrer Art.

Denn Hermann Hesse ist ein Emigrant, schon des wilhelminischen Deutschland. Emigrant aus freien Stücken, aus Lebensnotwendigkeit und Geistestreue. Und es sind nicht viele Kelche des Emigranten ihm erspart geblieben. Trennung von Freunden, Verlust der Heimat, die halbe Fremdheit auch hier in der Schweiz, Unverständnis und Anfeindung vom Vaterlande her: er hat alles durchgemacht. Wie falsch ist es, in ihm nur den Autor schöner Romane und unvergeßlicher Gedichte zu sehen — und darüber zu vergessen, daß er das Gegenteil eines esoterischen Individualisten ist: ein Mensch mit einer ungemeinen Sensibilität für alle Krisen und Erkrankungen der ganzen Menschheit, und mit einer Iraszibilität, einer zornigen Erregbarkeit, die ihn neben aller innerlichen Bemühung um Tao, den Weg, zum bedenkenlosen Bekennen dessen zwang, was er in irdischen Bereichen für gut und was er für verbrecherisch hielt. Als er sich in sein Kastalien zurückzog, jenen «stillsten und heitersten Bezirk unseres gebirgigen Landes», wie's im «Glasperlenspiel» heißt, hat er vieles zurückgelassen, aber nicht die Sorge um das Schicksal des deutschen Geistes, des Geistes schlechthin. «Das Beste, was ich vom Glasperlenspiel haben konnte», schrieb er 1946, «habe ich längst gehabt. Es ist mehr als elf Jahre lang die Klausur und Zelle, der magische Raum gewesen, in den ich eintreten konnte und der mir stets sofort die nötige Distanz zum Hier und Heute gab. Dafür bin ich dankbar, ich hätte sonst diese schrecklichen Jahre nicht überstanden...» Es ist ein schönes Symbol, daß ihn mit Thomas Mann eine Freundschaft verbindet, die, wie es scheint, mit den Jahren und Jahrzehnten nur müheloser und freundlicher wurde. Wir wollen hier — es ist die Pflicht seiner schweizerischen Leserschaft — nicht nur des Dichters Hermann Hesse gedenken, sondern in ihm auch aller jener Deutschen, die um ihrer geistigen Haltung willen ihr Vaterland ver-

lassen haben. Das Deutschland des Jahres 1952 scheint nicht immer zu wissen, wieviel es ihnen verdankt, daß diese die Bürgen des andern Deutschland waren, an das die Welt ihretwegen zu glauben nicht aufhörte. Und wir wollen, was uns betrifft, sehr ehrlich gestehen, daß die Lorbeeren, die man der helfenden Schweiz gespendet hat, mitunter etwas grüner ausgefallen sind, als wir es eigentlich verdienen. Denn wir haben nicht immer und nicht in allen Fällen und sogleich bemerkt, was unsere Pflicht war. Da dürfen wir uns denn freuen, daß wenigstens Hermann Hesse auch äußerlich Schweizer geworden ist, vor fast dreißig Jahren schon. Wir wollen das nicht zu gewichtig nehmen. Es sind alle diese Hermann Hesse, Hugo Ball, Stefan George, Rainer Maria Rilke, Thomas Mann — um nur sie zu nennen — keine nationalen Konvertiten gewesen, die der Prächtigkeit unserer Nation zuliebe ihre alte Nationalität abgeschworen hätten; es ist dies alles viel mehr so gewesen, daß feinere Organismen, die eine gewisse Schwere und Stickigkeit der deutsch-nationalen Atmosphäre nicht mehr ertrugen, hier einen Raum fanden, der, wiewohl auch er der Raum einer Nation ist, hart und lang erkämpft und recht zäh und unliebenswürdig behauptet, für sie dennoch nicht zunächst wiederum Raum einer Nation war, sondern wohltätige Freiheit von allen Nationalismen versprach. Das hat auch Hermann Hesse hierhin gezogen, und er hat mehr als andere am unsichtbaren Stoffe unserer Nation mitgewoben. Er hätte gewünscht, daß die Schweiz ihn «ernstlich als den Ihren betrachtet hätte»; in einem solchen Ausspruch steckt eine Ehrung unseres Vaterlandes, die wir nicht gering schätzen wollen. Daß der kastalische Pazifist und Antinationalist Hermann Hesse das Grundwesen unseres Staates und alle seine wesentlichen Institutionen, sogar die Armee nicht ausgeschlossen, bejaht, bejahen will und kann, stärkt unsern Glauben an spirituelle Möglichkeiten des kleinen Staates, dem die Zeitläufte sonst wirklich nicht förderlich sind. Wie eigentümlich ist, nur schon in den letzten hundert Jahren, von «Fremden» am character indelebilis unseres Landes gewirkt, wie wunderbar sind kleinste Bezirke unserer Landschaft europäisch überhöht worden: Sils-Maria, Berg am Irchel und Muzot, das Zürich von James Joyce und Thomas Mann, das Bern Paul Klees, das Muralto Stefan Georges, und nun eben Montagnola. Am Anfang steht die Ufenau Ulrich von Huttens. Und da Gottfried Keller dem lichten Schatten «Habe Dank!» zurief, wie ist es da uns heiterere Pflicht und Freude, dem lebendig-lichten Hermann Hesse Dank zu sagen. Und wenn er sich hier zu wenig ernstlich als Unsriger aufgenommen fühlt, so mag er wissen, daß ihn eine europäische Gemeinschaft als den Ihrigen betrachtet, die sich nicht nach Pässen



und Fahnen gliedert, sondern nach Ideen und Rängen. Was wir nicht zu verkünden wagen möchten: «Denn er ist unser!» — das werden jene sagen, und der Pater Jacobus wird unter ihnen sein, etwas abseits und etwas zurückhaltend, wie es seine Art war. Er wird im Pater Arminius Montagnolensis, bei aller chinesischen Verkleidung, den Geistesbruder erkennen.

Und da sind wir denn wieder im freien Geistesraum. Aber der andere, der dieses Lebenslaufs, der des Verhaltens, es war nicht an ihm wie an einer verschlossenen Tür vorbeizugehen. Da Hermann Hesse schon vor 25 Jahren schrieb: «In der Musik, in wunderbaren seligen Tongebilden, in wunderbaren holden Gefühlen und Stimmungen, welche nie zur Verwirklichung gedrängt wurden, hat der deutsche Geist sich ausgeschwelgt und die Mehrzahl seiner tatsächlichen Aufgaben versäumt. Wir Geistigen alle waren in der Wirklichkeit nicht zu Hause, waren ihr fremd und feind, darum war auch in unserer deutschen Wirklichkeit, in unserer Geschichte, unserer Politik, unserer öffentlichen Meinung die Rolle des Geistes eine so klägliche . . .» — da er das vor 25 Jahren schrieb und weit mehr als ein Vierteljahrhundert lang danach oder dagegen nun lebte, wäre es da richtig gewesen, wenn wir uns in der Evokation eines Hesse «ausgeschwelgt» hätten, der nur jenseits der Forderung des Tages, eine Stunde hinter Mitternacht, angesiedelt schien? Wir glauben es nicht, und es widerspräche wohl auch diesem Hause, das seinen Ruf und Namen von damals her besitzt, da es die Rolle des Geistes in kläglicher Zeit wahrnahm.

Des Zeitgenossen Hermann Hesse, des Warners, Helfers und Kämpfers haben *wir* zu gedenken, weil sein Gedächtnis mit unserer Generation verblasen wird. *Bleiben* wird, was er an Mühsal seiner Zeit und seines Wesens in Form verwandelte, des Dichters Spur. Mit jenem eint uns Zeitgenossenschaft; sie nähert an. Diesem aber gegenüber verbietet sich jede Vertraulichkeit. Dem Trunkenen, dem Zärtlichen, dem Geistig-Dauernden gilt unser Rühmen, unser Dank. Ihm, der sang:

Mondlicht aus opalener Wolkenlücke  
Zählt die spitzen Bambusschatten peinlich,  
Malt der hohen Katzenbuckelbrücke  
Spiegelbild aufs Wasser rund und reinlich.

Bilder sind es, die wir zärtlich lieben,  
Auf der Welt und Nacht lichtlosem Grunde  
Zaubrisch schwimmend, zaubrisch hingeschrieben,  
Ausgelöscht schon von der nächsten Stunde.

Unterm Maulbeerbaum der trunkene Dichter,  
Der den Pinsel wie den Becher meistert,  
Schreibt der Mondnacht, die ihn hold begeistert,  
Wehende Schatten auf und sanfte Lichter.

Seine raschen Pinselzüge schreiben  
Mond und Wolken hin und all die Dinge,  
Die dem Trunkenen vorübertreiben,  
Daß er sie, die flüchtigen, besinge,  
Daß er sie, der Zärtliche, erlebe,  
Daß er ihnen Geist und Dauer gebe.

Und sie werden unvergänglich bleiben.